

Freunde der Monacensia e. V. **Jahrbuch 2012**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia* e. V.
unter www.monacensia.net

Bildquellen: Alle Nachweise befinden sich bei den Abbildungen. Ist kein Nachweis angegeben, befinden sich die Dokumente im Archiv der Monacensia.

Juli 2012
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2012 Freunde der Monacensia e. V.
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-370-6

Bernhard Gajek

Ludwig Thoma (1867–1921): Philosemitismus – Antisemitismus

Ein Beitrag zur Diskussion

I. Das Problem

Im Jahre 1989 stürzte Ludwig Thoma vom Postament eines »bayerischen Nationaldichters«: Seine Beiträge zum *Miesbacher Anzeiger* erschienen – als Teil der kommentierten Neuausgaben des Münchner Piper Verlags. So wurde ein Bereich in Thomas journalistischem Werk aufgedeckt, der zwar lange bekannt gewesen war, aber nun als dunkle Wolke sich über den Autor und das ganze Werk senkte. Das hätte die gleichzeitige Edition von Thomas – weit umfänglicherer – seriöser Journalistik relativieren können; dem versagte sich der Verlag.

Die Beschaffung jener fast vergessenen Artikel war mühsam; keine öffentliche Bibliothek besaß die Zeitung vollständig – außer das Stadtarchiv Miesbach.

Die eingehende Durchsicht legte nahe, einen Historiker für die Edition zu gewinnen. Der Regensburger Kollege Wilhelm Volkert übernahm sie und lieferte eine vorbildlich erläuterte Ausgabe.¹ Die Artikel hatten schon bei Erscheinen Aufsehen und Widerspruch erzeugt gehabt – über Bayern hinaus. Sieglinde Kirmayer schilderte dies 1956.² Doch schon in den 20er-Jahren hatte der Rosenheimer Philologe Josef Hofmiller, einst Thomas Kritiker, dann sein überzeugter Freund und Förderer, mit einem nahezu vollständigen Verzeichnis auf jene Beiträge aufmerksam gemacht.³

¹ Ludwig Thoma: *Sämtliche Beiträge aus dem Miesbacher »Anzeiger« 1920/21*. Kritisch ediert und kommentiert von Wilhelm Volkert, München 1989.

² Sieglinde Kirmayer: *Der Miesbacher Anzeiger: Heimat- und Kampfblatt 1874 bis 1950*. Diss. München 1956.

³ Josef Ludwig Hofmiller: *Ludwig Thoma im »Miesbacher Anzeiger«*. In: *Süd-deutsche Monatshefte* 27 (1929/30), Themenheft: *Die Judenfrage*. S. 723–727.

Derartiges gehörte zum Programm der *Süddeutschen Monatshefte*. Ihr Mitbegründer und Hauptherausgeber war Paul Nikolaus Cossmann. Als katholisch getaufter Jude kämpfte er mit bewundernswerter Entschlossenheit für eine rationale Erörterung des antisemitischen Komplexes, der der Weimarer Republik schwer zu schaffen machte. Gedankt wurde es dem mutigen Cossmann nicht: 1934–1935 wurde er inhaftiert und 1938 ins Konzentrationslager Theresienstadt gebracht; dort starb er 1942.

Wie Hofmiller gehörte Cossmann zu den engsten Freunden des alten Ludwig Thoma. Im August 1920 hatte Cossmann ihm – Thoma – angetragen, als Mitherausgeber der *Münchener Neuesten Nachrichten* zu zeichnen, »um die Rückkehr zu einem stark nationalen und doch demokratischen Standpunkt vor dem ganzen Land zu betonen«. Thoma lehnte ab; er wollte sich die damit verbundene Anwesenheitspflicht in München nicht auferlegen, sondern »frei sein wie ein Vogel«. Aber die Vorabdrucke seiner Prosadichtungen in den *Münchener Neuesten Nachrichten* verzeichnete er als Erfolge, und die Gespräche mit Cossmann und Hofmiller waren für ihn »ein Stahlbad. Da sehe ich, dass Wissen und Können noch zu was gut sind.« So im Januar 1921.⁴

Die Adressatin dieser Briefe war Maidi von Liebermann. Sie hatte ihn als Verfasser antisemitischer Ausfälle im *Miesbacher Anzeiger* zur Rede gestellt. Thoma hielt dagegen: er habe soeben der »Mittelstandspartei« einen Korb gegeben: »Ich kann nicht. 1. Billige ich das antisemitische Programm nicht, das Unsinn ist. 2. Möchte ich mei Ruah. Ich bin wirklich kein Antisemit, so sehr ich die ostjüdische Kulturfeindlichkeit hasse. Außerdem hoffe ich ja der jüdischen Rasse mein Liebstes zu verdanken.« – Thoma meinte die bürgerlich-deutschnationale, Ende 1918 in Nürnberg gegründete »Mittelpartei«.⁵

Der alte Thoma wollte also nicht als »Antisemit« gelten – wenigstens Maidi von Liebermann gegenüber nicht. Aber viele – nicht alle – seiner Beiträge zum *Miesbacher Anzeiger* müssen sich diesen Vorwurf gefallen lassen. Doch gab er dort auch eine Reihe von bemerkenswert seriösen Aufsätzen zum Druck. Die beiden Bereiche sollen hier gesichtet werden.

⁴ Beide Briefe an Maidi von Liebermann. Rottach, 27. August 1920 bzw. 8. Januar 1921. In: Ludwig Thoma: *Ein Leben in Briefen [1875–1921]*. Hg. von Anton Keller. München 1963, S. 434, 440 und 449. – Im Folgenden: LB.

⁵ Rottach, 28. April 1920. LB S. 423.

II. Anfänge

Wie hatte das Problem angefangen? In der Vorderriss, am Oberlauf der Isar und der Grenze nach Tirol, war es unbekannt. In den Isarwinkel oder nach Oberammergau kamen getaufte oder nicht getaufte Juden allenfalls als Vieh- oder Grundstückshändler. Thoma war – 1867 – in Oberammergau geboren und schon als Kind mit dem Passionsspiel und so mit der Funktion von Juden in der christlichen Heilsgeschichte bekannt geworden. Das Spiel hatte Joseph Alois Daisenberger verfasst, den er dann in den *Erinnerungen* »das Urbild eines gütigen Priesters« nannte. Die Oberammergauer Verwandtschaft gehörte der Mutter Katharina an; viele von ihnen standen bei den Aufführungen mit auf der Bühne. Den Oheim Hans Lang, Altbürgermeister des Ortes, nannte er den »vielgerühmten Kaiphas des Passionsspiels«.⁶

Unabhängig von den Stationen seines frühen Lebenswegs – Vorderriss, Forstenried, Neuburg an der Donau, Burghausen, München und Landshut: Jüdisches war dem jugendlichen Thoma wohl nur aus katholisch-christlicher Interpretation und neutestamentlicher Perspektive bekannt. Die Schiller-Vorlesung, die der halbwüchsige Schüler des Münchner Wilhelm-Gymnasiums »bewunderte«, hatte Michael Bernays gehalten, seit 1874 der erste deutsche Ordinarius für Neuere deutsche Literaturgeschichte. Er war ein Sohn des streng orthodoxen Hamburger Rabbiners Isaak Bernays und wurde durch die Heirat mit Martha Bernays ein Neffe Sigmund Freuds; 1856 war er Protestant geworden. Das war Thomas frühester belegter Kontakt zu einem jüdischen Deutschen.⁷

Die gesellschaftliche Stigmatisierung nicht getaufter Juden nahm Thoma wohl erst als Rechtspraktikant wahr: Im Februar und März 1893 – mit sechsundzwanzig Jahren, zwischen der 1. und 2. Staatsprüfung – praktizierte er bei dem Münchner Anwalt Dr. Theodor Loewenfeld, der später auch als Honorarprofessor an der Universität München lehrte. Ihn und dessen »Associé« Max Bernstein bezeichnete er bald als »die beste Kanzlei in München«. Zuvor hatte Thoma – mehrfach ab Herbst 1890 bis Anfang 1893 – am kgl. Amtsgericht

⁶ Ludwig Thoma, *Gesammelte Werke*, Bd. I–VI. München 1968 ff., im Folgenden: GW, hier: GW I, 66. – Vgl. die kommentierte Neuausgabe von Hans Pörnbacher, München 1996, S. 16f., 298 und 358.

⁷ *Erinnerungen*. GW I, S. 98; Pörnbacher, S. 51 und 304. Die Schilderung dürfte im Frühjahr 1917 verfasst worden sein. – *Deutsche Biografische Enzyklopädie*. Hg. von Walther Killy. Bd. 1, München 1995, S. 461, und Bd. 3, S. 427ff.

Traunstein und – im Frühjahr und Sommer 1894 – als »Concipient in der Kanzlei des Rechtsanwalts Xaver Hardt in Traunstein« gearbeitet.⁸

Traunstein, 1876 zur Kreisstadt erhoben, lag am Rande des politischen und wirtschaftlichen Geschehens. Zwar hatten Salzgewinnung und Salzhandel eine jahrhundertelange Tradition. Doch erst durch den Anschluss an das Eisenbahnnetz begann der Ort zu prosperieren. Den Streit um die Trassenführung schilderte Thoma in der Komödie *Die Lokalbahn* (1901/02).

In Traunstein hatte die Mutter Katharina, seit 1874 verwitwet, 1883 den Gasthof *Zur Post* gepachtet. So lag es nahe, in ihrer Nähe für die nach-universitäre Ausbildung zum staatlichen Justiz- und Verwaltungsdienst zu praktizieren. Im Sommer 1894 zog Thoma nach München.

Für unser Thema ist wichtig: In Traunstein war 1895 eine »Antisemitische Partei« gegründet worden. Nach fünf Jahren löste sie sich auf. Die Eintragung ins Vereinsregister liegt im Traunsteiner Archiv; eine Mitgliederliste fehlt.⁹

Wir wissen also nicht, ob Thoma dort aufgeführt war – es spricht nichts dafür. Aber mit Traunstein hängt eine Reihe antisemitischer Briefpassagen zusammen. In der Zeit als Rechtspraktikant hatte er den dortigen Kgl. Bauamtsassessor Jakob Frankl (1854–1929) kennengelernt; der war ein Freund der Familie Thoma geworden. Ob Frankl der Traunsteiner »Antisemitischen Partei« angehört hatte, ist nicht bekannt. Sicher ist, dass er dem jungen Juristen Thoma finanzielle Unterstützung – als Darlehen – angeboten hatte und dass dies von Februar 1892 bis Ende 1894 auf rund 1600 Mark anstieg. Das entsprach acht Monatsgehältern eines Lehrers in der Hauptstadt. – Für eine Rückzahlung fehlt der Beleg, und in den *Erinnerungen* verschwieg Thoma jene frühe Förderung.

Damals – 1892/93 – konnte Thoma offenbar darauf rechnen, dass Frankl sich für eine »Antisemiten Versammlung« in München interessieren werde. Ebenso sind wohl auch die Klagen über Langeweile einzuschätzen: »Keine Antisemitenversammlung, keine schlechten Witze und keine Sauerei«. Redete der Schreiber dem Adressaten nach dem Mund? Und knüpfte Thoma an Usancen der Traunsteiner Wirtshaus-

⁸ Richard Lemp, *Ludwig Thoma, Bilder, Dokumente, Materialien zu Leben und Werk*, München 1984; hier: S. 18f. – Im Folgenden: Lemp.

⁹ Für kollegiale Hilfe danke ich dem Traunsteiner Stadtarchivar Franz Haselbeck.

abende an? Jedenfalls gehören die Prahlereien und Schmähreden zu dem bürgerlichen Antisemitismus, der sich bald nach der Gründung des Kaiserreichs formierte und erstaunliche Widersprüche vereinigte.¹⁰

Fünf Monate später teilte er nicht nur den Wechsel seines Brotgebers, sondern auch einschlägige »Erfolge« mit: »Ich habe einige Erfolge in der letzten Woche zu verzeichnen gehabt. Meine Verteidigung der beiden antisemitischen Redakteure wurde in den Zeitungen belobt«. Hier muss man freilich zwischen Funktion und persönlicher Einstellung unterscheiden: ein Verteidiger hat seinen Mandanten so wirkungsvoll wie möglich zu vertreten.¹¹ Sein Arbeitgeber jedenfalls war mit ihm zufrieden.¹²

Bernstein (der aus der Synagoge ausgetreten war!) sei »der Vertraute der Neuesten« (d.h. er beherrschte die Theaterkritik der *Münchener Neuesten Nachrichten*) – neben der *Augsburger Abendzeitung* die bedeutendste Zeitung in Bayern. In den *Erinnerungen* – ein Vierteljahrhundert später – bekannte er:

Rechtsanwalt Bernstein ... galt mir als Mann, der alles, was ich heimlich wünschte, erreicht hatte. Schriftsteller, Kritiker von Ruf, und dabei berühmter Anwalt sein, das hielt ich für ein zu Höhe geführtes Leben. Zuweilen musste ich ihn vertreten, und es wunderte mich nicht, dass ein handfester Sozialdemokrat und Vorstadtmaurer, den ich verteidigen sollte, grimmig losbrach, weil er »den Moasta verlangt und an Lehrbuab'n gekriegt hatte«.¹³

Dass Max Bernstein – so wie der liberaldemokratische Stuttgarter Conrad Haußmann – den *Simplicissimus*-Redakteur Ludwig Thoma immer wieder vor den Gerichten herauspaukte, hat dieser dankbar anerkannt, sich aber auch nicht gescheut, gegen Bernsteins Plädoyers zu polemisieren – so 1906/07 in den Verfahren gegen Maximilian Harden oder 1909 gegen Erich Mühsam.

Im Hause Bernstein war Thoma oft zu Gast – auch mit Marion, vor und nach der Vermählung. Dort lernten sich Thomas Mann und Katia Pringsheim kennen, und kaum ein um 1900 bekannter literarischer

¹⁰ Ludwig Thoma: *Vom Advokaten zum Literaten. Unbekannte Briefe*. Hg. und kommentiert von Richard Lemp. München 1979, S. 33; Brief vom 4. Mai 1893. Im Folgenden: AL.

¹¹ AL S. 55.

¹² AL S. 13.

¹³ GW I, S. 152. – Pörnbacher, S. 109 und 312.

Name tauchte dort nicht auf. Frau Elsa Bernstein verfasste unter dem *nom de plume* »Ernst Rosmer« Dramen – darunter die *Königskinder*, die Humperdinck vertonte. Ihr Vater, der jüdische, protestantisch getaufte, aus Wien zugewanderte Dirigent Heinrich Porges, war der entschlossene Propagator Richard Wagners in München.

Im Herbst 1917 gerieten Bernstein und Thoma wegen dessen Engagement für die »Vaterlandspartei« aneinander – ohne Namensnennung. Ob Bernstein wusste, dass Thoma im *Miesbacher Anzeiger* nicht nur gegen Juden, sondern auch gegen die Kritik an den »Volksgerichten« wetterte, ist ungewiss. Höchst wahrscheinlich aber hatte er in den *Münchener Neuesten Nachrichten* – vom 20. Juni 1920 – den offenen Brief gelesen, worin Thoma »die grobkörnigste Erwiderung« auf die »widerliche und aufreizende« Berliner Polemik als »befreiend« bezeichnete. Die noble Geste, mit der Bernstein dem todkranken Thoma Hilfe anbot, verdient ebenso festgehalten zu werden wie die vorbehaltlose Anerkennung von Thomas überlegener poetischer Qualität.¹⁴

III. Die Vorgeschichte:

Der Antisemitismusstreit in Berlin ab 1879 – Heinrich von Treitschke

Der Begriff »Antisemitismus« wurde von dem Schriftsteller und Politiker Wilhelm Marr um 1879 in Berlin geprägt. Bis dahin sprach man von »Antijudaismus« und bezog das auf die biblische Geschichte.

1819 in Magdeburg geboren, hatte Marr sich in Wien, Zürich, Lausanne und Hamburg an republikanische und sozialistische Kreise angeschlossen und war zu den Befürwortern einer preußischen Hegemonie in Deutschland übergegangen. Er, der militante und irrationale Judegegner, heiratete dreimal jüdische Frauen. Dem Judentum unterstellte er, es benütze die vom *Code civil Napoléons* eingeleitete Emanzipation, um sich für die Jahrhunderte lange Unterdrückung schadlos zu halten – durch die angebliche Unterwanderung des Bankwesens und des weltweiten Handels. Aber schon 1869 hatten die Juden im Norddeutschen Bund »die volle Gleichstellung« erreicht, »1870/71 dann im neu gegründeten Deutschen Reich ... Mit der als Gründerkrise bezeichneten tiefen wirtschaftlichen Depression

¹⁴ Vgl. Jürgen Joachimsthaler: *Max Bernstein. Kritiker, Schriftsteller, Rechtsanwalt (1854–1925)*. Frankfurt a.M., 1995, Bd. 1, S. 334–355, und Bd. 2, S. 763 bis 770. – Valeria Inzinger: *Elsa Bernstein*. Regensburger Magisterarbeit 1985.

von 1873–1879 und dem Kulturkampf kam es zu einer antiliberalen Wende.«¹⁵

Der fachlich bedeutende Berliner Historiker Heinrich von Treitschke (1834–1896) forderte damals von den »jüdischen Mitbürgern ... sie sollen Deutsche werden, sich schlicht und recht als Deutsche fühlen – unbeschadet ihres Glaubens und ihrer alten heiligen Erinnerungen, die uns Allen ehrwürdig sind.« Genau so argumentierte Ludwig Thoma zwanzig Jahre später am Beginn seiner Mitarbeit beim *Miesbacher Anzeiger*; wir werden darauf zurückkommen. – Treitschke behauptete, Börne und Heine hätten mit dem »Hohn gegen Deutschland jedem einzelnen Deutschen in's tiefste Herz« geschnitten. »Was jüdische Journalisten in Schmähungen und Witzeleien gegen das Christentum leisten ist schlechthin empörend, und solche Lästerungen werden unserem Volke in seiner Sprache als allerneueste Errungenschaften 'deutscher' Aufklärung feilgeboten!« Daher »ertönt es heute wie aus einem Munde: die Juden sind unser Unglück!«¹⁶ Dieses entsetzliche Wort wurde zur Parole des modernen Antisemitismus und vor allem der Judenvernichtung ab 1933.

Theodor Mommsen, der andere große Berliner Historiker, widersprach seinem Kollegen klug und mannhaft: »Wir beschuldigen Herrn v. Treitschke, dass er an dem Vermächtnis Lessings rüttelt. Wir bedauern, dass er auf dem Katheder das Evangelium der Toleranz nicht predigt, welches Lessing gepredigt hat.«¹⁷

Ludwig Thoma, schon als Schüler an Geschichte und Geschichtsschreibung interessiert, las und exzerpierte ausführlich Treitschkes *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, die ab 1879 (bis 1894) erschien. Die ausführlichen Exzerpte in Thomas Tagebüchern von 1896 – unter dem 29. November und 13. Dezember – enthalten nichts Antisemitisches. Auch Jakob Frankl gegenüber erwähnte er Treitschke nur als Beleg für sein leidenschaftliches Interesse an Geschichte. »Ein Freund (Buchhändler) [Josef Rohrmüller] hat mir den ganzen

¹⁵ Werner Bergmann: *Deutschland*. In: *Handbuch des Antisemitismus, Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*. Hg. v. Wolfgang Benz, Bd. 1, *Länder und Regionen*. München 2008, S. 84–103, hier S. 90.

¹⁶ Heinrich von Treitschke: *Unsere Aussichten*. In: *Preußische Jahrbücher*. November 1879. Angeführt nach: *Der Berliner Antisemitismusstreit*. Hg. v. Walter Boehlich, Frankfurt a.M. 1965, S. 10f. und 208.

¹⁷ AaO., S. 208f. – Vgl. Mommsens ausführlichere Einlassungen: *Auch ein Wort über unser Judenthum*. 4. Aufl., Berlin 1880, aaO., S. 210–225. – Vgl. ferner: Werner Bergmann, wie Anm. 15, S. 90–94: *Das Kaiserreich*.

Treitschke dediziert für eine kleine Novelle, die ich in seinen Kalender gab ... Sein (Treitschkes) scharfes, klar abgewogenes Urteil, seine unerbittliche Logik, das Feuer der Sprache, die nicht eine Phrase kennt, und die tiefe Leidenschaft seiner Vaterlandsliebe reißen mich hin. Jeder Satz eine Weisheit, jede Charakteristik ein Bild.«¹⁸

Zehn Jahre später – in den Beiträgen zum *März* – diente Treitschke immer wieder als patriotischer Eideshelfer; dessen Antisemitismus wird nicht genannt. – Als Thoma 1903/04 an seinem ersten Roman, dem *Andreas Vöst*., schrieb, galten ihm Hippolyte Taine, Alphonse de Lamartine und Heinrich von Sybel als Vorbilder: Geschichte solle schlüssig wie ein »Lehrbuch der Mathematik« geschrieben werden: »Was ist die sogenannte glänzende Darstellung gegen die Sprache der Zahlen?«¹⁹

IV. Das jüdische Pseudonym »Peter Schlemihl«

Merkwürdig: Nach den zehn ersten *Simplicissimus*-Beiträgen, nämlich in der Nummer 11 des Jahrgangs 1899/1900, unterzeichnete Thoma die »Jubelhymne zum Haager Friedenskongreß« mit dem Pseudonym »Peter Schlemihl«, und an diesem nom de plume hielt er bis 1915 fest, also bis in den Ersten Weltkrieg.²⁰

Peter Schlemihl ist bekanntlich die Hauptfigur in Adalbert von Chamisso's »wundersamer Geschichte« von 1814. *Schlemihl* ist hebräisch und bedeutet wörtlich »Gottlieb«, ist aber – so Chamisso in dieser Erzählung – »in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten oder unglücklichen Leuten«. So schildert der Autor einen jungen Mann, der bettelarm in steinreiche Hamburger Kreise kommt. Um dort mithalten zu können, verkauft er dem »grauen Herrn«, einer Satansfigur, um einen immer mit Dukaten gefüllten Glückssäckel seinen Schatten. (Das Motiv und der Stoff finden sich schon in einer Erzählung des Franzosen La Fontaine). Aber nun sieht er sich aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen; die will keinen schattenlosen Kerl. Auch die Försterstochter Mina wendet sich von ihm ab.

Dass Thoma diese Geschichte kannte, ist offenkundig; in der Familie kursierte eine mehrbändige Chamisso-Ausgabe. Was bedeutet die-

¹⁸ An Jakob Frankl, 13. Dezember 1896. AL S. 145.

¹⁹ Vgl. die Tagebucheinträge vom 31. Januar und 1. Februar 1905. Nachlass Ludwig Thoma, Monacensia-Sammlung der Stadtbibliothek München, Signatur: 2467/73, vgl. Lemp, Nr. 24ff.

²⁰ Lemp, Nr. 449–1107.

ses Pseudonym – dieser *nom de plume*? Hat Thoma dessen Herkunft gekannt und ist es eine selbstironische Huldigung an das Jüdische oder Jiddische? Oder war es eine unreflektierte, doch verräterische Selbstdarstellung? Die würde darauf hinauslaufen: Thoma ist willens, ein wesentliches, ja sein Menschsein ausmachendes Attribut jemandem auszuliefern, der ihn grenzenlos potent machen soll. – Ist das der Götze Publikum oder das öffentliche Ansehen als Autor? Jedenfalls sonnte er sich in herablassender Bewunderung, als er in der Berliner – meist jüdischen – Hautevolée als »Peter Schlemihl« herumgereicht wurde.²¹

V. Personen

1. Thomas Theodor Heine – der ungeliebte Kollege

Das romantisch parfümierte Pseudonym hinderte den Autor nicht an gezielter Polemik und einfallsreich, ja genüsslich versifizierter Satire. Im Vertrag mit Langen hatte Thoma sich verpflichtet, monatlich fünf »Witze« zu liefern – kurze, auf einen politischen Konflikt, ein gesellschaftliches Skandalon oder eine menschliche Lächerlichkeit zugespitzte Sätze, die von den Zeichnern ins Bild zu setzen waren. Die sprachliche wie erst recht die bildliche Qualität sicherten dem *Simpli-cissimus* die Wirkung und das Publikum, das sich auch in den routinemäßig angegriffenen Kreisen fand – so unter den jüngeren Offizieren.

Die Themen waren Wilhelm II., dessen wechselnde Kanzler, die fragwürdige Außenpolitik, die Sonderstellung des Militärs, die Macht der Kirchen und die Arroganz der bürgerlichen Oberschicht; das diente den Zeichnern wie den Schreibern als Stoff. Jüdisches war ein Thema unter anderen – und dies eher selten. Auch der Chefzeichner der Zeitschrift, Thomas Theodor Heine (1867–1948), fand darin nichts Anstößiges. Er stammte aus einer jüdischen Leipziger Familie, war mit zwanzig Jahren zum evangelischen Christentum konvertiert und sah das Religiöse vor allem als Stoff zur Satire. Er war »mit Judenwitzen aufgewachsen, macht auch selbst welche und weiß um die gängigen Vorurteile.«²² Jü-

²¹ Zur weiteren Stoff- und Motivgeschichte vgl. Dieter Borchmeyers Artikel in: *Kindlers Neues Literatur Lexikon*. Bd. 3, Sp. 862ff., und den Artikel *Schatten*. In: Horst S. und Ingrid Daemmrich: *Themen und Motive in der Literatur*. Tübingen 1987, S. 272f.

²² Monika Peschken-Eilsberger: *Thomas Theodor Heine. Der Herr der roten Bulldogge*. Biografie, hg. von Helmut Friedel = Bd. 2 des von Peschken-Eilsberger und Thomas Raff hg. Katalogs zur Thomas-Theodor-Heine-Ausstellung, München: Lenbachhaus 2000, Leipzig 2000, S. 9.

disches war für ihn ein Thema unter anderen, und im *Simplicissimus* waren die »Judenwitze«, wie sie die *Fliegenden Blätter* (ab 1844) kreiert hatten, nicht aggressiver als die Angriffe auf die anderen, gewichtigeren Bereiche und Themen. »Most *Simplicissimus* issues did not contain a single cartoon or joke related to Jews and Jewishness.«²³

Im Tagebucheintrag vom 25. Januar 1905 analysierte Thoma den Kollegen bemerkenswert differenziert:

Die lächerlichen Eigenschaften eines Menschen wird Heine mit untrüglicher Sicherheit finden. Niemand hat vor ihm die verlogene Moral des gesellschaftlichen und des Familienlebens mit so unerbittlicher Wahrheit geschildert; und doch fehlt ihm das Letzte. Die gerechte Würdigung, die Erkenntniß, daß gerade in den kleinen Schwächen sich ächte Menschlichkeit zeigt. Heine lacht, aber er lächelt nie. Sein Spott hat keine Nuancen. Er ist Satiriker, trifft Kleines wie Großes mit der nämlichen Wucht. Um seine Satire gegen Geringfügigkeiten zu rechtfertigen (vor sich selbst), übertreibt er. In vielem erinnert er mich an Heinrich Heine. Wie dieser ohne Kenntniß des Volksthumes, der Geschichte, der wirtschaftlichen Gesetze, überträgt er das Triviale mit scharfem Verstande und großem Geschick in das Geistreiche ...²⁴

Aber Heine und Thoma hielten auf Sachlichkeit und stellten Persönliches zurück. Heine lieferte zu Thomas *Lausbubengeschichten* drei Umrisszeichnungen und verbesserte Thomas ersten Entwurf zu den *Bösen Buben*, einer Hommage an den siebzig gewordenen Ältervater der zeitgenössischen Satire in Deutschland: Wilhelm Busch. Sie erschien am 15. April 1902 als Extra-Nummer des *Simplicissimus*, dann als selbständige Broschüre.²⁵

Im »Letzten Streich« zeichnete Heine einen Nürnberger Bankier als den »alten Kohn«, die Umwandlung von Buschs »Bauer Mecke«, erkennbar nach dem Juden-Klischee; Heine wahrte hier wie sonst die Distanz zum plumpen Antijudaismus. Die von ihm virtuos illustrierten *Simplicissimus*-Flugblätter der Jahre 1903 bis 1907 verhalfen den großen Verssatiren, die Thoma über tagespolitische Ereignissen verfasste, zum Erfolg.²⁶

²³ Henry Wassermann: *Jews in Jugendstil, The Simplicissimus 1896–1914*. In: Leo Baeck Institute: *Yearbook* 1986, p. 71–103, hier: p. 88 und 83.

²⁴ Tagebuch, 25. Januar 1905.

²⁵ Vgl. den Neudruck: Thoma, Ludwig, *Die bösen Buben*. Mit 42 Zeichnungen von Thomas Theodor Heine, Mit einem Nachwort von Bernhard Gajek, München 2007, S. 7–9 und 50–52.

²⁶ Lemp, Nr. 1188–1190, 1192 und 1194.

In der Redaktion kam es zu Konflikten, als – im Februar 1906 – die Autoren und Künstler dem Verleger Albert Langen einen Gesellschaftervertrag aufzwingen. Thoma befürwortete ihn, hielt aber zu Langen. Heine opponierte und intrigierte und sprach später von »heute nicht mehr vorstellbaren Kämpfen des ›Simplicissimus‹ im Zusammenhang mit persönlichen Konflikten.«²⁷ Thoma hatte viel für den Kompromiss getan, war aber auf den fortgesetzt agierenden Heine wütend: »Im Simpl stänkert Heine weiter; bloß dass ich mich um den Judenbengel wenig kümmere.«²⁸

Anfang August 1914 glaubte Heine, in einer »großen Zeit« zu leben, und trat dafür ein, mit dem *Simplicissimus* fortan das kämpfende Vaterland zu unterstützen. Thoma zögerte, schloss sich aber dann der neuen Richtung an. Seine Gedichte waren fortan ehrlich, aber beflissen patriotisch. Heines Zeichnungen dagegen signalisierten eine entschlossene Liebe zu Deutschland. 1917 entzweiten die beiden sich ob der sozialistischen Friedensbemühungen: Heine befürwortete sie, Thoma verhöhnte sie und lieferte kaum mehr etwas für den *Simplicissimus*.

Hinzugefügt sei: Im April 1933 unterwarf sich der *Simplicissimus* der Forderung: keine Polemik mehr gegen die neuen Machthaber. Karl Arnold, der bis Januar 1933 Hitler virtuos karikiert hatte, blieb unbehelligt. Heine hatte den Führer und dessen Gefolgschaft ebenso entschlossen verhöhnt und wurde nun von seinen Kollegen fallen gelassen. Er floh über Berlin nach Prag und Brünn, 1938 nach Oslo und 1942 nach Stockholm. Das schilderte er schmerzlich-ironisch in seiner Autobiografie.²⁹

2. Paul Heyse – der Gönner

Im Hause Paul Heyses – in der Münchner Luisenstraße – durfte Thoma jenes Kompliment des großbürgerlich-jüdischen Dichterfürsten und Nobelpreisträgers einstreichen, das dann »der fade Fulda« abge-

²⁷ Peschken-Eilsberger, S. 75. – Vgl. Andreas Pöllinger: *Der Briefwechsel zwischen Ludwig Thoma und Albert Langen. 1899–1908*. Teil 1,2, Frankfurt a.M. 1993, hier Teil 1, S. 118–122.

²⁸ An Ignatius Taschner, 18.6.1906. In: *Ludwig Thoma – Ignatius Taschner. Eine Bayerische Freundschaft in Briefen*. Hg. von Richard Lemp, München 1971, S. 62. – Im Folgenden: Eine Bayerische Freundschaft.

²⁹ Thomas Theodor Heine: *Ich warte auf ein Wunder*. Stockholm 1945. Vgl. Peschken-Eilsberger, S. 83–992.

würgt habe – an Heyses 80. Geburtstag, am 15. März 1910. Thoma, Fulda und Max Halbe gratulierten Heyse »im Namen des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller und überreichten zusammen mit dem Verleger Alfred Kröner das Gedenkbuch.«³⁰

Der alte Heyse sagte mir bei seinem 80. Geburtstag, ich sei für ihn das interessanteste »Phänomen«. Als Altbayer der erste und einzige, der vollständig einen bis dahin ungehobenen Schatz gehoben hätte, und als Repräsentant der anscheinend so schwerfälligen und wuchtigen Rasse doch wieder von einer unglaublichen Leichtigkeit im Schaffen. Roman, Novelle, Lustspiel und politische Lyrik sei eine Häufung von Talent, die er unbegreiflich fände. Leider hat ihn damals mitten in seiner lebhaften Rede, die wirklich bei dem alten lieben Herrn rührend wirkte, der fade Frankfurter Fulda unterbrochen, um seinen faden Gratulationsspruch anzubringen. Und wie ich halt bin – ich kam nicht mehr hin. Ich glaube, es war 1909 oder 1910.³¹

Thoma sprach nicht davon, dass auch Josef Ruederer, der andere namhafte Münchner Dichter und Konkurrent, auf Heyses Urteil wert legte. Ruederer hatte Heyse bedrängt, die Qualität seiner Komödie *Die Frauenweihe* zu bestätigen; Heyse hielt seine Einwände aufrecht.³²

Thomas Nachruf auf den am 20. Oktober 1915 verstorbenen Kollegen Ruederer formuliert das Verhältnis sarkastisch: »Wir mochten einander nicht«.³³

Thoma hatte den Konkurrenten 1907 und 1908 im *März*, der von ihm mitbegründeten kulturpolitischen Zeitschrift, abfällig apostrophiert. Spätere Angriffe empfand Ruederer als »Vorstoß der Judenbande« und »aufgelegte Gemeinheit« und nannte den »Quadratlackel Ludwig Thoma« einen »getreuen Judenknecht«.³⁴

³⁰ Thomas Erinnerung wird durch Heyses an Fulda gerichteten Brief vom 17. April 1909 bestätigt. Vgl. *Briefe an Ludwig Fulda, Briefwechsel*. Hg. von Bernhard Gajek und Wolfgang von Ungern-Sternberg, *Zeugnisse des literarischen Lebens in Deutschland*. Frankfurt a. M. 1988, Bd. 1, S. 389, und Bd. 2, S. 854.

³¹ An Maidi von Liebermann. Rottach, 17. Januar 1920. LB, S. 412.

³² Vgl. Hettche, Walter, *Der Briefwechsel zwischen Josef Ruederer und Paul Heyse aus dem Jahr 1911*. In: Freunde der Monacensia e.V. *Jahrbuch 2011*. Hg. von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel und Kristina Kargl, München 2011, S. 115 bis 130.

³³ Ludwig Thoma: *Leute die ich kannte*. München 1923, S. 112–118. – GW I, S. 269, Pörnbacher, S. 261.

³⁴ Josef Ruederer an Carl Graeser, Januar 1913. Ungedruckt im Nachlass Ruederers in der Monacensia-Sammlung der Stadtbibliothek München. Zu der Carl Peteres betreffenden Pressefehde 1906/07 zwischen Ruederer und Thoma vgl.

3. Wilhelm Herzog und der März

Die genannte Zeitschrift *März* war betont liberal, aber sie bewegte sich ständig im Defizit. Um eine Krise abzuwenden, hatte Thoma eigenmächtig Wilhelm Herzog, einen gebürtigen Berliner, von Paris nach München geholt und ab 4. März 1913 zum leitenden Redakteur gemacht. Herzog hatte 1912 zusammen mit Paul Cassirer den *Pan*, später – als engagierter Pazifist – das *Forum* herausgegeben, das im September 1915 »wegen Propagierung eines vaterlandslosen Ästhetizismus und Europäertums« verboten wurde.³⁵

Herzog sollte nach Thomas Willen der »in finanziellen und subsonanziellen Schwierigkeiten steckenden« Zeitschrift »neuen Schwung« geben und »weitere Leserkreise« erschließen. Ende 1912 schrieb er begeistert an Conrad Haußmann, neben Hermann Hesse Mitherausgeber des *März*:

Ich bin überrascht, was Herzog unter diesen *schwierigsten* Umständen (neben Wolters in gestohlenen freien Stunden) geleistet hat. Ich möchte einen Superlativ gebrauchen, spare es aber noch auf [...]. Zunächst: Herzog arbeitet sehr viel. »Sehr« unterstrichen. Arbeitet mit Verstand, und der ganzen zugespitzten Klugheit, Findigkeit und *Freude* des Hebräers am Journalistischen, am Beibringen, Sammeln von raren Vögeln.

Die 1. No ist glänzend. Der Stoff für die 2. nicht minder. Alte Beziehungen zu Paris sind angeknüpft, (Tardieu, Clemenceau, Jaurès) neue gewonnen. Ich möchte Dich [den Freund und Mitherausgeber Conrad Haussmann] für diesen kleinen rührigen und unglaublich strebsamen Juden interessieren. Seine ungewöhnliche Intelligenz und Energie bewundere ich heute schon. Was hat Langen getrieben und treiben müssen, und angefeuert und der kleine Kerl macht alles selber. Resp. Wenn Du ihn fragst, hat er es schon

Claudia Müller-Stratmann: *Josef Ruederer (1861–1915). Leben und Werk eines Münchner Dichters der Jahrhundertwende*. Frankfurt a.M. 1994, S. 100–105. In *Leute die ich kannte* – vgl. die vorige Anmerkung – relativierte Thoma die Vorwürfe.

³⁵ Fritz Schlawe: *Literarische Zeitschriften. 1910–1933*. Stuttgart 1973, S. 81f. – Vgl. auch das Anm. 32 genannte Jahrbuch 2011, S. 92. – Gertrud M. Rösch: *Ludwig Thoma als Journalist. Ein Beitrag zur Publizistik des Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik*. Frankfurt a.M. 1989, S. 65–74. – Helga Abret: *Albert Langen. Ein Europäischer Verleger*. München 1993, S. 113–121. – Claudia Müller-Stratmann: *Josef Ruederer (1861–1915)*, S. 100–105. – Claudia Müller-Stratmann: *Wilhelm Herzog und »Das Forum«. Literatur-Politik zwischen 1910 und 1915. Ein Beitrag zur Publizistik des Expressionismus*, Frankfurt a. M. 1997, S. 44–51. – Karin Rabenstein-Kiermaier: *Conrad Haussmann (1875 bis 1922). Leben und Werk eines schwäbischen Liberalen*. Frankfurt a.M. 1993, S. 113–129.

längst gemacht. Eine Personen- und Sachkenntnis in d. Literatur, vor der ich den Hut ziehe.

Aber nach der 3. No wirst Du ohnehin, wie ich heute schon, überzeugt sein, dass der März was wird.³⁶

Diesen Brief schrieb Thoma am 27. Dezember 1912, knapp vier Wochen bevor er die philosemitische Burleske *Das Säuglingsheim* abschloss.

Doch weder Conrad Haussmann noch Hermann Hesse kamen mit dem selbständig handelnden Wilhelm Herzog zurecht. Der bisher für den Rezensionsteil zuständige Hesse zog sich, gekränkt durch Herzogs Vergabep Praxis, zurück: es würden »kaum mehr Bücher besprochen, oder doch nur Erotika von östlichen Judenjünglingen«.³⁷

Der Anschluss an linksliberale Politiker und Literaten und die Öffnung der Zeitschrift für den Expressionismus führten zu weiteren Verstimmungen. Dass zu den »raren Vögeln«, die Herzog in den *März* brachte, auch Kurt Eisner gehörte, erkannten Thoma und die anderen nicht; Eisner verbarg sich unter dem »Swift'schen Pseudonym Houyhnhnm«. Ferner verschwieg Herzog seinen Vorsatz, die bisher im »März« zu lesende Lyrik – so von Hermann Hesse oder Max Dauthendey – durch expressionistische zu ersetzen.³⁸

Als Herzog »jüdisches Assimilationsstreben nachdrücklich zu kritisieren begann, intervenierte der erboste Haußmann auf Drängen jüdischer Anwaltskollegen. Thoma nahm Herzog in Schutz und verwies nicht ohne Söffizanz auf dessen jüdische Abkunft. ›Immerhin‹ habe er ›ihn ersucht, diese modernen Launen der schreibenden Israeliten zu unterdrücken‹. Trotzdem geriet Herzog in die Schusslinie des ›Vereins zur Abwehr des Antisemitismus‹, der ihn in seinen Verbandsmitteilungen des ›Radau-Antisemitismus‹ und mehrfacher ›böser antisemitischer Entgleisungen‹ bezichtigte. Herzog ließ Thomas Bitte außer acht und wehrte sich vehement. Dem opportunistischen Teil seiner ›Glaubensgenossen‹ warf er Aufdringlichkeit und Verstandesmangel vor. Er kritisierte jedoch den Menschen ungeachtet seiner Religion: ›Jeder wahrhaft aufrechte Jude rücke ab

³⁶ Ludwig Thoma an Conrad Haußmann. München, 27.12. 1912. Angeführt nach: Claudia Müller-Stratmann: *Wilhelm Herzog und »Das Forum«*. S. 45f.

³⁷ Hermann Hesse an Theodor Heuss, Juni 1913, in: Hermann Hesse: *Gesammelte Briefe*. 4 Bde., in Zusammenarbeit mit Heiner Hesser hg. von Ursula und Volker Michels, Bd. 1, Frankfurt/Main 1973, S. 228. – Rabenstein-Kiermaier, S. 121

³⁸ Rösch, S. 72f. – Müller-Stratmann, *Wilhelm Herzog und »Das Forum«*, S. 47.

von den Kriecherischen und Würdelosen seiner Stammesgenossen, er meide ihre Gemeinschaft, und, wo er kann, desavouiere, beleidige er sie, gebe er ihnen Fußtritte. Nicht, ihr Abwehrmichel, weil es Juden, sondern weil es kompromittierliche, ekelhafte Individuen sind, kommerzienrätliche Brechreize männlichen und weiblichen Geschlechts«.

Die Unterscheidung erinnert an jene, die Thoma im *Miesbacher Anzeiger* verwendete und schon Treitschke formuliert hatte.³⁹

Wilhelm Herzog suchte eigenmächtig »Geldmänner« für den nach wie vor unrentablen *März*. Die Herausgeber wollten jedoch nicht von fremdem Geld abhängig werden. So wurde Herzog gekündigt. Eine beachtliche Anzahl von Schriftstellerkollegen solidarisierte sich öffentlich mit ihm. Aber der neue Verlag in Heilbronn bestand auf dem jungen Theodor Heuss, der ab Juli 1913 zum Chefredakteur avancierte. Herzog wurde entlassen, und der *März* blieb politisch bei seiner liberal-konservativen, im Kunstbereich anti-expressionistischen Linie.⁴⁰

4. Erich Mühsam und der *Simplicissimus*

Zu den gelegentlichen Mitarbeitern des *Simplicissimus* gehörte Erich Mühsam, der im September 1910 nach München gekommen war. Thoma lud ihn in sein neues Haus auf der Tuften ein, und Mühsam rühmte die dortige Atmosphäre ebenso wie Thomas Umgänglichkeit.⁴¹

Zehn Jahre später gratulierte er Thoma zum 50. Geburtstag; er wahre sich »auf jede Gefahr das Recht, [ihn] als Dichter und als private Persönlichkeit furchtbar gern zu mögen – Ihre Kriegsansichten jederzeit fürchterlich [zu] bekämpfen«.⁴²

Dem *Simplicissimus* hatte Mühsam schon im August 1914 einen »haltlosen Hurrapatriotismus« vorgeworfen, »in dem sich Ludwig Thoma, der große Spötter, am lautesten jetzt hervortut.« Thoma sei jetzt – im August 1914 – »bereit, jeden Mord gutzuheißen, der an einem Menschen ... verübt wird, der zur Obrigkeit, zu Pfaffen und Offizieren, zur Reaktion und Gesinnungsunterdrückung heute noch so

³⁹ Müller-Stratmann: *Wilhelm Herzog und »Das Forum«*, S. 48f.

⁴⁰ Rösch, S. S. 73f. – Rabenstein-Kiermaier, S. 122.

⁴¹ Erich Mühsam: *Tagebücher 1910–1924*. Hg. von Chris Hirte, München 1994, 18. Juni 1912, S. 86.

⁴² 20. Januar 1917. Angeführt nach Lemp, S. 148.

steht, wie Thoma 25 Jahre lang dazu gestanden hat. Ein solches Maß an Ver lumpung ist doch wohl ungewöhnlich.«⁴³

Im März 1921 beschimpfte Thoma den einstigen Verehrer als den »besoffenen Mühsam«, der mit seinen Rasse- und Gesinnungsge nossen die bayerische Einwohnerwehr entwapfen wolle.⁴⁴

VI. Literatur

Das Säuglingsheim. Eine Burleske in einem Aufzug. München, Albert Langen 1913

Wider »die bayerische Konfessionsschnüffelei«

Zu eben der Zeit von Ruederers Schimpfbrief, im Januar 1913, hatte Thoma eine »Burleske in einem Aufzug« beendet. Er nannte sie *Das Säuglingsheim* und ließ sie am 13. März 1913 in den Münchner Kam merspielen unter Eugen Robert uraufführen – nicht im staatlichen Residenztheater; er wollte er Ärger mit dem Ministerium vermeiden. »Vom 20. auf 21. [Januar 1913] habe ich einen politischen Einakter geschrieben ... Er geht auf die bayerische Konfessionsschnüffelei & ist mir aus einem Guss geraten.«⁴⁵

Die »Burleske in einem Aufzug« stellt die bayerische Ministerialbürokratie bloß – schon durch die Namen: die Ministerialräte heißen »Semmelmayer, Nudelmayer, Hammelmayer, Rammelmayer«, und der Protokollführer ist ein »Dr. Kletzenbredl«. »Ort der Handlung: Hauptstadt eines Kulturstaaes. Zeit: Im Zeitalter der Parität.«

Es geht darum: Die jüdische Witwe Sarah Eichenlaub will das Testa ment ihres Gatten realisieren, nämlich ein Säuglingsheim genehmi gen lassen, worin humanitärer Weise elternlose Neugeborene auf ge nommen werden sollen – ohne Rücksicht auf eine Konfession.

Ministerialrat Nudelmayer doziert: »Die Konfessionstabelle gestal tet sich mit Hinsicht auf die Kop fzahl der Bevölkerung ziffernmäßig wie 17 : 2 : 0,33, das heißt auf 17 Katholiken zwei protestantische und 0,33 Säuglinge mosaichen Bekenntnisses.« (S. 163). Ministerpräsident Span nagl konfrontiert nun die Stifterin Sarah Eichenlaub mit diesem Beschluss, demütigt sie und lässt keines ihrer humanitären Argumente

⁴³ Erich Mühsam, *Tagebücher*, wie Anm. 41: 15. August 1914, S. 110, und 20. Au gust 1921, S. 275f.

⁴⁴ *Miesbacher Anzeiger*, Nr. 68, Mittwoch, 30. März 1921, Volkert S. 199.

⁴⁵ Ludwig Thoma – Ignatius Taschner. *Eine bayerische Freundschaft in Briefen*, S. 160.

gelten. Schließlich ist Frau Eichenlaub so zermürbt, dass sie die ministeriellen Bedingungen annimmt, um die Stiftung ihres Mannes zu retten. Denn diese würde selbst dann nicht genehmigt, wenn die jüdische Stifterin auch alle Betriebskosten übernehme.

Diese Burleske ist ein unverblümter Spott auf eine antisemitische, unmenschliche Bürokratie. Und sie ist ein Muster für Thomas Satiren überhaupt: sie macht lachen und sie lässt erschrecken – erschrecken über die Macht der Dummheit in der Gesellschaft. Die realen Anspielungen zielten jedoch auf die Zentrumsparterie, die am 5. Februar 1912 wieder die absolute Mehrheit gewonnen hatte. Eine *Simplicissimus*-Zeichnung von Ragnvald Blix »zeigte Georg von Orterer, den Zentrumsführer und künftigen Präsidenten des Landtags, in der Uniform Napoleons; hinter ihm folgten Pfarrer und Bauern mit Sensen und Gabeln als Waffen. Der Text lautete: ›Auf seiner Rückkehr von Elba‹. Im ›Säuglingsheim‹ nahm Thoma genau dasselbe Motiv auf: »Präsident Wimmerl schreitet in Napoleonspose, die rechte zwischen die Brustknöpfe des Pelzmantels gesteckt, die linke Hand rückwärts, im Hahenschritte an den Ministern vorbei.« Der Entwurf zum Bild und die Unterschrift könnten, wie üblich, von Thoma gestammt haben.⁴⁶ Plan und Titel zu dieser Burleske hatte Thoma lange zuvor schon Ludwig Ganghofer gemeldet – als »eine Satire, die unseren jetzigen Zuständen gerecht wird. Vermutlich wird sie Säuglingsheim heißen.«⁴⁷

Aber Thema, Motiv und Stoff – die Überheblichkeit von Regierenden, die Errichtung einer Stiftung und die Verknüpfung mit Jüdischem – hingen vielleicht mit einem der frühesten Gedichte zusammen. Die »Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben«, die Georg Hirth zum 1. Januar 1896 herausgebracht und programmatisch *Jugend* genannt hatte, druckte in Nr. 24 am 13. Juni 1896 das mit »Dr. Thoma« gezeichnete Gedicht *Das Simon Blad-Denkmal in Berlin*. In sieben alkäischen (!) Strophen beschreibt der Autor eine pathetische Belehrung von Vater zu Sohn: Der jüdische Kaufmann Blad habe sein Vermögen für »junge und bedürftige Personen, die sich der Kunst und Wissenschaft widmeten« gestiftet; Religion oder Stand seien gleichgültig. Die Stadt müsse jedoch dem Stifter – Simon Blad – auf

⁴⁶ Jahrgang 1911/12 – Nr. 46, S. 802. – Dewitz, S. 266.

⁴⁷ Thoma, Ludwig: *Die Lokalbahn und andere Stücke*. Textrevision und Nachwort von Jean Dewitz, München 1991, dort, S. 153–174, der Text; a.a.O., S. 252, gibt Dewitz eine einleuchtende Begründung für die Verzögerung: die Depression vor und nach der Scheidung von Thomas Ehe.

dem Friedhof Friedrichsfelde »eine Grabstelle aus Erz, die ihn in voller menschlicher Gestalt« zeige, und eine »Grabplatte aus Erz« errichten. Die Annahme des Testaments war umstritten. Das Denkmal wurde 1898 in Auftrag gegeben, aber erst 1903 erstellt und 1909 mit einer Bronzetafel vollendet.

Was Thoma den Vater bemängeln ließ, war die erkaufte Ehrung, »der Schande Denkmal«, angesichts des Widerstands des »Pöbels«, »dem besten Mann, Der [sic] uns das Vaterland gegeben« ein angemessenes Denkmal zu errichten. Das Gedicht zielte also auf die mangelnde Wertschätzung Bismarcks, des Reichsgründers. – Hier sind Teile von Stoff und Motiven, die in der Burleske verwendet werden, erkennbar: Ein jüdischer Mitbürger als Erblasser, der eine gemeinnützige Stiftung mit Auflagen versieht, die den Behörden (und einem Teil der Öffentlichkeit oder Bürgerschaft) zuwider ist. – Derartige, sich über größere Zeiträume erstreckende und in der Wertperspektive veränderte Mutationen sind in Thomas Werk immer wieder zu beobachten. Ein anderes Beispiel wäre die explizit auf Tacitus *Germania* beruhende Darstellung der angeblichen Germanen-Nachfahren im Dachauerland (1897) und die Verhöhnung des den gleichen Text zitierenden Professors Wasner in der Komödie *Moral*. D.h. Thoma setzte Motive und Stoffe nach Gutdünken unter anderen, ja entgegengesetzten Wertvorzeichen ein.⁴⁸

VII. Leben

1. Die Moskauer Familie Herzenstein

In der geschilderten Burleske hält der Protokollant Dr. Kletzenbredl das Datum des Geschehens fest: »Hierlaching den 4. Februar«. (S.162) – Das ist, im Jahre 1913, einer der letzten Tage der fröhlichen Zeit mit den russischen Damen Herzenstein.

Im Fasching 1913, im zweiten Jahre nach der Scheidung von seiner untreu geworden Frau Marion (also nach dem 30. Juni 1911), lernte Thoma auf einem Schwabinger Atelierfest drei russisch-jüdische Damen kennen. Die Mutter Anna war die Witwe des christlich gewordenen russischen Offiziers Mikhail Yakovlevich Herzenstein. Der stammte aus Odessa, war Professor für politische Ökonomie und Statistik am Moskauer Institut für Landwirtschaft und hatte als Mit-

⁴⁸ Vgl. Anna-Maria Diller: *Ludwig Thomas Lyrik. Literarhistorische Darstellung und kommentierte Edition*. Diss. phil., Regensburg 2012, S. 492 und 1304f.

glied der Konstitutionellen Demokratischen Partei deren Pläne für eine Agrarreform entworfen. Die ultrarechte Terror-Organisation »Die schwarzen Hundert« hatte ihn am 31. Juli 1906 in seinem Landhaus in Terijoki in Russisch-Finnland ermorden lassen. Die Mörder wurden vom Zaren begnadigt.⁴⁹

Der *Simplicissimus* hatte schon 1906 – im 10. Jahrgang, Nr. 35 – mit der Titelzeichnung von Thomas Freund Wilhelm Schulz »Die Russische Hofjagd auf Judenwild« gerügt: drei Bewaffnete schauen höhnisch auf eine lange Reihe von Toten: »Die Großfürsten besichtigen in Odessa die Strecke.« Die Bildunterschrift könnte von Thoma stammen. Unter dem 21. Januar 1905 hatte er im Tagebuch festgehalten:

Hier überraschende Nachrichten aus Petersburg. »Die Revolution ist ausgebrochen« ... Die Arbeiter geführt vom Popen Gapon wollen dem Kaiser eine Adresse folgenden Inhaltes überreichen [der Wortlaut ist auf einem eingeklebten Zeitungsausschnitt festgehalten]. Militär versperrt ihnen die Wege zum Winterpalast. Es kommt zu heftigen Zusammenstößen. Die Truppen schießen scharf. Die Meldungen reden von 2000 Toten u. 4000 Verwundeten; andere von 3000 Toten & 8000 Verwundeten. Die Polizei gibt 300 Tote & 500 Verwundete am Narwathore, 500 Tote & 700 Verwundete am Moskowskerthore, 200 Tote & 500 Verwundete in Wassilij Ostrow zu. Der »Daily Telegraph« sagt: »Die Revolte ist niedergeschlagen, die Revolution beginnt.« Maxim Gorki macht sich in der Bewegung bemerkbar. Es ist schwer über die Zukunft des Aufstandes zu urteilen. Aber, wenn eine Sache Märtyrer hat, siegt sie.

Die Aufmerksamkeit Thomas ging also über jene *Simplicissimus*-Zeichnung weit hinaus;. Doch das gehörte zum journalistischen Handwerk: die Pointe aktivierte vieles, was dem Leser gegenwärtig war. Ob und wie diese schrecklichen Geschehnisse im Fasching des Jahres 1913 Gesprächsgegenstand waren, wissen wir nicht. Die Rede ist eher von einer fröhlichen Gegenwart. Die fünfundzwanzigjährige Tochter Anna Herzenstein war soeben im Fach Chemie promoviert worden. Sie lehrte an der Moskauer Landwirtschaftlichen Frauenhochschule und an einer Volkshochschule für Fabrikarbeiter, Büroangestellte und Dienstboten.⁵⁰

Mit Anna, ihrer jüngeren Schwester Wera (einer Jura-Studentin) und der (aus der Ukraine stammenden) Mutter Anna »besuchte Thoma

⁴⁹ Vgl. Eleonore Nietsch: *Frau und Gesellschaft bei Ludwig Thoma*. Frankfurt a.M. 1995. – Margit Schad: *Frauen um Ludwig Thoma*. Regensburg 1995, S. 211–215, und S. 406. Vgl. auch die einschlägigen Artikel in Wikipedia.

⁵⁰ Nietsch, S. 78 und 387.

dann auch die Schwabinger ›Vorstadthochzeit‹, eine reizende Fortsetzung unserer Veteranenfeste«. So berichtete Thoma dem Freund Ignatius Taschner:

Ich tanzte wie der Lump am Stecken. Von [abends] 9^h bis [morgens] 6^h jeden Draher. Ich war einmal von Herzen lustig.

Die Russen sind wieder in Moskau, & die ältere [die fünfundzwanzigjährige] Anna hätte beinahe ein Trumm Herz von mir weggerissen – – – – aber ich vergaß nicht, dass ich 46 alt bin, und ich glaube, sie vergaß es auch nicht. Jedenfalls wars Sonnenschein & Fröhlichkeit, und Euch muss ich das schreiben.⁵¹

Während des Aufenthaltes in München ging Thoma öfter mit den Damen Herzenstein im Englischen Garten spazieren. Sie folgten seiner Einladung nach Tegernsee und besuchten ihn in seinem Haus auf der Tuften. Bei der Rückkehr nach Russland wurden Grußkarten von unterwegs geschickt: »Der Abschied von der zivilisierten Welt ist schwer!« Und dann gingen Photographien zwischen Tegernsee und Moskau hin und her.⁵²

Sie sind im Thoma-Nachlass erhalten, ebenso wie die bis zum April 1914 eingegangenen Briefe und Postkarten. Eleonore Nietsch hat sie publiziert und kommentiert.⁵³

Thoma sandte seine Bauertragödie *Magdalena* nach Moskau und kündigte die baldige Vollendung des Schauspiels *Die Sippe* an. Wiederholt ermunterten die Damen den Schriftsteller zu einer Reise nach Moskau oder einer gemeinsamen Exkursion nach Tschetschenien: dort könne man sogar auf Bärenjagd gehen.⁵⁴

Diese Briefe atmen zweifellos eine freundschaftliche Atmosphäre. Dann brach der Krieg aus, und erst im April 1921 erfuhr Thoma, dass die Herzensteins vor den antijüdischen Kampagnen von Moskau über Georgien nach Konstantinopel geflohen waren und dass die Tochter Anna eine Anstellung bei den chemischen Werken BASF in Ludwigshafen suche.⁵⁵

Derartige Beziehungen fasste Martha Schad unter »Von Thoma bewundert und verehrt« zusammen; Lena Christ, Dora Stieler und Asta Nielsen gehören dazu. »Von Thoma verachtet und verhöhnt« ergibt

⁵¹ Nietsch, S. 413. – An Ignatius und Helene Taschner. Rottach, 12. Februar 1913. In: *Bayerische Freundschaft*, S. 161. – Vgl. Schad, S. 212.

⁵² Schad, S. 212.

⁵³ Nietsch, S. 381–404.

⁵⁴ Schad, S. 212–214.

⁵⁵ Nietsch, S. 406ff. und 409.

ein anderes, zweifellos übles Kapitel aus Frauenverachtung und Antisemitismus: Rosa Luxemburg, Constanze Hallgarten, Clara Zetkin, Kreszentia Mühsam und Else Lasker-Schüler waren die Gegenstände und Opfer von Thomas Fähigkeit zu rassistischem Hass.⁵⁶

Der Gegensatz ist selbst psychologisch nur begrenzt zu erklären; die politischen Inhalte und die ideologischen Kämpfe im besiegten Deutschland spielen dabei eine schwierige Rolle. Die Wechselwirkung zwischen Lebenssituation und Zeitbezug ist eher widersprüchlich, kann aber für konkrete Situationen beschrieben werden.

2. Maidi von Liebermann

Schon einige Jahre vor der Zuneigung zu Anna Herzenstein hatte ihn eine junge jüdische Frau lebhaft beschäftigt, und dies wurde zur schicksalhaften Begegnung im Alter. Die Rede ist von Maidi von Liebermann.

Sie hatte er zum ersten Mal am 15. Februar 1904 gesehen, im feudalen Jugendstil-Stadtpalais des Grafen Faber-Castell in Nürnberg, Spittlertorgraben 19. Thoma stand mit seinem Freund, dem Architekten Ignatius Taschner, wartend im Foyer. Da kam ein zwanzigjähriges Mädchen die Treppe herunter, und Thoma behauptete später, in diesem Augenblick habe er die Stimme seiner längst verstorbenen Mutter gehört: »Ludwig, die ist's.« Aber das ist wohl eine spätere Zutat.

Damals wagte Thoma allenfalls zu grüßen, vielleicht wurden sie auch einander vorgestellt, doch dann war die Erscheinung vorbei.

Das junge Mädchen war Marie, genannt Maidi, aus der Frankfurter Familie Feist-Belmont. Das ist »der Name einer Familie aus Alzey, die im 19. und 20. Jahrhundert eine bedeutende Rolle im Wein- und Sektgeschäft spielte. Die Verbindung entstand durch eine Heirat von Elisabeth Belmont mit Stefan Feist aus Koblenz, dessen Mutter eine geborene Rothschild war. Verwandtschaftliche Beziehungen bestanden auch zu [...] der Bankiersfamilie Oppenheim [...] Heute ist die Feist Belmont'sche Sektkellerei GmbH mit Sitz in Trier eine Tochter der Sektkellerei Schloss Wachenheim.« Das Anwesen der Firma in Frankfurt am Hainerweg 37–53 war 4053 qm groß!⁵⁷

⁵⁶ Schad, S. 215–226 und S. 227–245.

⁵⁷ Wikipedia, s.v. Feist-Belmont. Vgl. auch dort das Stichwort »Feist-Sektkellerei«.

Maidis Mutter Auguste stammte aus einer christlichen Frankfurter Familie. Den Akten des Frankfurter Stadtarchivs war zu entnehmen, dass die Tochter Maidi auf den Namen »Maria« evangelisch getauft worden war. – Der Zusatz »Belmont« ist von Vettern, die in den USA ansässig geworden waren, genommen.⁵⁸

Die Familie Feist war 1907 Ludwig Thomas Nachbar auf der Tuften in Rottach geworden; sie hatte das Nachbargrundstück gekauft.

Maidi erzählte in späteren Zeitungsinterviews davon, dass Thoma ihr voll Stolz sein halbfertiges Haus gezeigt hat, in das er dann ein Jahr später mit seiner Ehefrau Marion einzog. Maidis Bruder Alfred sah sich das Grundstück im Mai 1907 an und sandte seiner Schwester eine Postkarte, auf der er bestätigte, dass ihm die Lage gut gefalle. Der Nachbar Thoma fügte hinzu: »Und auf gute Nachbarschaft mit besten Grüßen.⁵⁹

Kurz zuvor – am 26. März 1907 – hatte Thoma seine Marion geheiratet. Vier Jahre später – am 30. Juni 1911 – wurde die Ehe wegen Marions Untreue geschieden. Um diese Zeit herum – in Thomas Erinnerung im Jahre 1912 – scheint er Maidi auf einer Eisenbahnfahrt in oder bei Krems in der Wachau getroffen zu haben. Maidi hatte kurz zuvor – 1910 – den 21 Jahre älteren Chemiker Willy Ritter Liebermann von Wahrendorf geheiratet. Er war ein Vetter des großen Berliner Malers Max Liebermann, gehörte jedoch einem vom österreichischen Kaiser geadelten Zweig der Familie an. Willy von Liebermann war seit 1908 geschieden und brachte zwei Töchter mit in die neue Ehe, die nicht glücklich war, auch weil der Ehemann Maidis Vermögen durch spekulative Unternehmungen erheblich gemindert hatte.

Thoma unterstellte in dem Brief vom 4. Oktober 1919, also ein Jahr nach der Wiederannäherung, Maidi hätte damals – bei jener »gemeinsamen Eisenbahnfahrt« in der Wachau – »gewusst«, dass sie »wollte«. Er aber sei »nicht kühn genug« gewesen, »es zu ahnen.« Das ist im Oktober 1919 geschrieben, also gut ein Jahr, nachdem die beiden – Maidi und Thoma – sich wirklich gefunden hatten.⁶⁰

⁵⁸ Schad, S. 139.

⁵⁹ Schad, S. 138.

⁶⁰ An Maidi von Liebermann, 4. Oktober 1919. LB S. 393. Vgl. die eindrucksvolle Schilderung bei Schad, S. 132–186, und den großen Rückblick-Brief Thomas an Conrad Haußmann vom 1.1.1919, worin Thoma die erste Begegnung mit Maidi im Jahre 1904 aufrief und mit dem eigenen, folgenden Verhalten bis in die Gegenwart hinein abrechnete. Freilich hatte sich seine Perspektive inzwischen verschoben und verengt. LB S. 345–347.

Die Familie Feist-Belmont nahm den neuen Mann in Maidis Leben großzügig auf, obwohl Maidi noch verheiratet war. Sie hatte ihrem Ehemann und ihren Eltern erklärt, sie werde ihre Ehe nicht weiterführen. Die entsprechenden Szenen sind rekonstruierbar – aus dem Briefwechsel Maidis mit Thoma, vor allem aber aus den Memoiren des Willy von Liebermann. Er schrieb sie von Januar bis April 1936, 73jährig, im vorläufigen Exil in Meran und wollte sie unter dem Titel *MEIN Kampf. Lebenserinnerungen eines Juden* veröffentlichen. Der Verlag bestand auf einem Titel, der nicht Hitlers bekanntes Buch *Mein Kampf* zitierte. Daher hieß das 1988 gedruckte Buch dann *Erinnerungen eines deutschen Juden 1863–1936*.⁶¹

Maidis Gatte hatte den Eingriff in seine Ehe zunächst als Ehrenhandel zu bereinigen versucht: Thoma habe ihm im Spätsommer 1918 versichert, er – Thoma – »kenne seine Pflichten vollkommen und sei sich voll bewusst, was er als Mann mir als solchem schuldig sei.« Tags darauf habe Thoma erneut gebeten, »seinem Worte als Corpsstudent ... und als Mitgründer der ›Deutschen Vaterlandspartei‹ [zu] trauen, dass er die Grenzen wahrer Freundschaft nie überschreiten würde ... Wir drückten uns lange die Hand, sahen einander lange in die Augen und --- von diesem Augenblick an habe ich nicht nur erlaubt, dass Th. täglich zu uns kam, sondern sogar, dass wir nach einiger Zeit zu ihm ins Haus zogen; ja, ich habe, mich selbst mit den Kindern beschäftigend, sogar manchmal darauf geachtet, meine Frau bei ihm zu lassen. Denn ich hatte sein Wort.« Mitte November 1918 jedoch habe Maidi ihm »tieftraurig offen und ruhig« erklärt, »dass sie für mich verloren sei«. Dem damals ebenfalls im Hause Feist-Belmont anwesenden Thoma warf Willy von Liebermann vor, er habe sein Wort gebrochen; Thoma aber habe ihm immer wieder entgegengehalten: »Es ist Bestimmung.«⁶²

Maidi lebte nun immer wieder längere Zeit in Thomas Haus auf der Tuften, verreiste aber auch oft zu ihren Eltern nach Frankfurt oder zum Gesangsunterricht nach Stuttgart. Thoma drängte auf Scheidung und Heirat. Maidi sagte sich zwar von ihrem Mann los, zögerte aber eine neue Bindung hinaus. So schrieben die beiden sich Briefe – insgesamt über 1000 Stück. Ein kleiner Teil davon ist in Anton Kellers Briefausgabe gedruckt; vieles ist bewegend, ja erschütternd.⁶³

⁶¹ Hg. und mit einem Nachwort von Ernst Reinhard Piper, München 1988.

⁶² AaO., S. 209–213.

⁶³ LB S. 330–462.

Mein Kampf. (Lebenserinnerungen eines Juden).

Motto: „Sagen was man tief
empfunden,
Hoff befragen, heisst,
gesunden.“
(W. v. L.)

Fr. Willy
Ritter Liebermann von Wahlendorf.

geschrieben in Meran
Jan. bis April 1936.

Am 26. August 1921, drei Wochen vor dem Tode, setzte Thoma Maidi von Liebermann zu seiner »Haupterin« ein. Das schloss das Anwesen auf der Tuften und die Einkünfte aus dem schriftstellerischen Werk ein. Die Urheberrechte erloschen erst 1991 – siebzig Jahre nach Thomas Tod. Diese Einnahmen gingen in die Millionen und sicherten Frau von Liebermann schon unmittelbar nach der Inflation von 1921/23 ein sehr hohes Einkommen – auch in den Jahren der Wirtschaftskrise.⁶⁴

Dass Maidi von Liebermann praktisch unbehelligt die nationalsozialistische Verfolgung der Juden überstand, schrieb sie selbst der Aura zu, die von dem Namen Ludwig Thoma ausging. Ihr Bruder Alfred Feist-Belmont wurde noch im März 1945 ins Konzentrationslager gebracht und kam dort um.⁶⁵

VIII. Der Kampf

Thomas 167 Beiträge zum *Miesbacher Anzeiger*

(17. Juli 1920–18. August 1921)

1. Werben um die patriotischen deutschen Juden

Ein zeitweiliger Grund für Maidis Zögern wurde in ihren und Thomas Briefen angesprochen: nämlich Thomas Beiträge zu der oberbayerischen Regionalzeitung *Miesbacher Anzeiger*. Es waren insgesamt 167 Artikel; eine Handvoll davon war nicht politisch. Sie setzten am 15. Juli 1920 ein und endeten am 18. August 1921, also acht Tage vor Thomas Tod.⁶⁶ Der erste Artikel war überschrieben mit *Bayern unter »franz. Protektorat«* (S. 13–15) und erörterte – im Hinblick auf den Versailler Vertrag und die Demilitarisierung Deutschlands – die Aufstellung einer bayerischen »Einwohner- und Sicherheitswehr«, die die z.T. chaotischen Nachkriegsverhältnisse regulieren solle. Die Polemik richtete sich gegen die sozialdemokratische *Münchener Post*.

⁶⁴ Das Testament ist bei Lemp, S. 162f. faksimiliert. Vgl. Bernhard Gajek: *Maidi von Liebermann als Erbin der Verlagsrechte Ludwig Thomas. Ein Beitrag zur Geschichte des Urheberrechts und der Münchner Verlage Albert Langen, Albert Langen / Georg Müller und R. Piper & Co. (1921 bis 1991)*. In: *Romantik und Exil. Festschrift für Konrad Feilchenfeldt*. Hg. von Claudia Christophersen und Ursula Hudson-Wiedenmann, in Zusammenarbeit mit Brigitte Schillbach, Würzburg 2004, S. 480–495.

⁶⁵ Vgl. Schad, S. 201.

⁶⁶ Vgl. Anm. 1.

Der zweite, zwei Tage später erschienene Artikel hatte den provozierenden Titel *Antisemitisches*. (S. 17–19). Er polemisierte gegen die Berliner und Frankfurter Presse, die sich gegen die nationalen Interessen Deutschlands und vor allem Bayerns richte und die ein deutscher Patriot nicht unterstützen dürfe. Die neuen Zeitungschefs in Berlin seien extrem links gerichtete, bolschewistische jüdische Redakteure, die »im Feuilleton einen leidenschaftlichen Rassekrieg gegen die deutsche Kultur ... unter Leitung eines degenerierten Salonbuben« führten.⁶⁷

Deren destruktive, antinationale Polemik dürften die »verehrten Staatsbürger jüdischen Glaubens« nicht mehr hinnehmen. »Es wäre Ihre Pflicht gegen sich und Ihre Angehörigen, von solchen Menschen und ihrem Treiben deutlich abzurücken ... es gibt Lagen, sehr verehrte Mitbürger israelitischer Konfession, in denen Duldung, Lauheit Verbrechen sind ... Der Wolff, der Harden, der Jacobsohn, der Kraus, neben den Levin, Leviné, Toller, Mühsam, Bela Kun und so vielen anderen – die haben das Feuer des Rassenhasses angefacht. Das sind die Brandstifter – und wenn Ihr ernsthaft löschen wollt, dann stellt Euch nicht in ihre Reihe!« (S. 18). Die Aufforderung an die konservativen jüdischen Deutschen, sich öffentlichkeitswirksam für eine nationale Politik und Kultur einzusetzen, wird in vielen Artikeln eindringlich wiederholt. Sie erinnert an jene, die Wilhelm Herzog für die jüdisch Geblienen und die Christlich-Konvertierten Juden getroffen hatte.

Noch heftiger aber werden die oben benannten Literaten und Politiker attackiert, immer öfter mit gehässigen, eindeutig und ungesondert antisemitischen Tiraden. Hier brach etwas aus Thoma heraus, was sich seit dem Kriegsende angesammelt hatte: ein Hass auf Juden, projiziert auf die panische Angst vor dem Untergang jener Werte, für die er im *Simplicissimus*, im *März*, in der *Jugend* oder in den *Süd-deutschen Monatsheften* und anderswo geschrieben hatte. Die liberal-konservative Linie war im Krieg in der bedingungslosen Verteidigung des Vaterlandes aufgegangen, und der Umsturz vom November 1918 schien alles niederzureißen.

Diese anonym erschienen Artikel vervielfachten die Auflage des bisherigen Lokalblattes *Miesbacher Anzeiger* und wurden tatsächlich deutschlandweit wahrgenommen. Die *Berliner Volkszeitung* nannte

⁶⁷ Siegfried Kracauer von der *Frankfurter Zeitung*? Vgl. Volkert, S. 19.

den unbekannten Verfasser der immer wieder wildwütenden Artikel den »Cato von Miesbach« und schrieb dazu am 5. April 1921: »Man ist gewohnt, dass Hetzartikel mit dem Besenstiel geschrieben werden; dieser edle Publizist jedoch hat vor den Kollegen das eine voraus, dass er mit der Mistforke schreibt und daraus keinen Hehl macht.«⁶⁸

2. Auseinandersetzung mit der eigenen und deutschen Geschichte

Aber Thoma hat sich im *Miesbacher Anzeiger* auch leidenschaftlich mit der Frage nach der Schuld am Weltkrieg auseinandergesetzt. Im Grunde ging es um jene Reaktion, die schon das Thema seiner Erlanger Doktorarbeit gewesen war: um Notwehr.⁶⁹

Ab Dezember 1920 erörterte er mehrfach die Folgen davon, dass der dritte Band von Bismarcks *Gedanken und Erinnerungen* erst nach dem Krieg hatten erscheinen können. *Das Testament Bismarcks* – so hieß der Artikel vom 19. Dezember 1920, gemeint war eben jener unterdrückte dritte Band – hätte den deutschen Politikern die Augen für eine realistische, d.h. weniger überhebliche Politik öffnen und einen Modus vivendi mit England und Frankreich auf diplomatischem Wege vorgeben können. Und er hielt dem Kaiser und dessen Außenminister von Bethmann-Hollweg vor, sie hätten sehenden Auges die »Pandurenfahrt in den Abgrund« angetreten.

Diesem Anfang Januar 1921 gestorbenen ehemaligen Außenminister des Kaiserreiches – Theobald von Bethmann-Hollweg – warf er (unter dem 8. Januar 1921) vor, die Kriegserklärung vom August 1914 sei »eine ungeheuerliche, verbrecherische Dummheit« gewesen und nur der »Anfang einer Reihe der verhängnisvollsten Fehlgriffe, die alle ihre tiefsten Gründe in einer Mischung von Eitelkeit, Schwä-

⁶⁸ Angef. nach Lemp, S. 160.

⁶⁹ Anm. Die Dissertation *Zur Lehre von der Notwehr* ist im Thoma-Nachlass erhalten; sie wurde mit »rite«, d.h. »befriedigend«, benotet; das Rigorosum bestand der Kandidat am 6. Dezember 1890. – »Als Promotionsdatum ist im Doktorbuch unter der Aktennummer 623 der 3.8.1891 eingetragen.« Der Druck war von der Promotionsordnung von 1889 vorgeschrieben worden; vielleicht hielt Thoma sich dadurch nicht gebunden, da er zuvor schon mit der Ausarbeitung begonnen hatte. – Otto Gritschneider: *Angeklagter Ludwig Thoma*. München 1992, S. 105–112. – Die Dissertation ist – nicht ganz vollständig – gedruckt in: *Ludwig Thoma, Unbekanntes. Verstecktes. Entdecktes*. Hg. v. Jost Perfahl, München 1992, S. 17–21.

che und Feigheit hatten ... Dass Bethmann-Hollweg in den Krieg hineinglitt ohne Glauben an den Erfolg, dass er ihn weiterführte, ohne Glauben an ein Gelingen, dass er im Amt blieb, ohne Glauben an sich selbst, das sind seine furchtbaren Verschuldungen, von denen sein Andenken kein verwaschenes Beileid des Ebert und Fehrenbach befreit.« (S. 100f.).

Nur eine Woche später – am 15. Januar 1921 – rezensierte Thoma eine wichtige Aktenveröffentlichung: »Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch«.⁷⁰ Der »Eindruck des ganzen Werkes ... ist niederschmetternd ... weil wir nun erst ganz verstehen, was für eine furchtbare Talentlosigkeit, was für eine hilflose Dummheit bei uns am Ruder war ... was auch hinterher noch die Seele mit Grauen erfüllt, das ist die Persönlichkeit Wilhelms II., die aus seinen Randbemerkungen vor unsere Augen tritt. Das ist kein großenwahnsinniger Despot, am allerwenigsten ein blutdürstiger Kriegsfürst ... es ist ein Schwächling, dem die Größe des Momentes noch Gelegenheit gibt, sich aufgeblasen in Szene zu setzen ...« (S. 105–108).

Als Beleg führte Thoma an: »Am 30. Juni 1914 meldet der deutsche Botschafter von Tschirsky aus Wien ... ›Ich benütze jeden Anlass, um ruhig, aber nachdrücklich und ernst vor übereilten Schritten zu warnen ...‹ Daneben schreibt Wilhelm II. an den Rand: ›Das ist sehr dumm! Geht ihn gar nichts an, da es lediglich Sache Österreichs ist ... Tschirsky soll den Unsinn gefälligst lassen ...!« (S. 106).

IX. Zeitkritik als Dichtung:

Der Ruepp – ein Spiegel der Gegenwart (1921)

Zur selben Zeit, da Thoma politisch mit der deutschen Regierung erregt, aber mit zutreffenden historischen Argumenten ins Gericht ging und andererseits die Kommunisten, Sozialdemokraten und linken jüdischen Literaten und Politiker aufs unflätigste angriff, gelangen ihm die letzten großen Dichtungen, so der dritte Bauernroman, *Der Ruepp*. Er begann ihn am 4. Januar 1921 und schloss ihn schon am

⁷⁰ S. 105–108. – *Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch*. Vollständige Sammlung der v. Karl Kautsky zusammengestellten amtlichen Aktenstücke mit einigen Ergänzungen im Auftrag des Auswärtigen Amtes nach gemeinsamer Durchsicht mit Karl Kautsky. Hg. von Graf Max Montgelas und Prof. Walter Schücking. 4 Bde., Charlottenburg 1919, 5. Bd. Kommentar von B. W. von Bülow und Graf Max Montgelas, Berlin 1920.

22. April desselben Jahres ab.⁷¹ Hier setzte Thoma die These um: Der Zusammenbruch eines Staates oder eines bäuerlichen Anwesens ist die Folge von persönlicher Schuld und ist auf den Leichtsinns, die Unfähigkeit und Realitätsverweigerung der verantwortlichen Männer zurückzuführen. Eben dies wollte er in den seriösen politischen Artikeln im *Miesbacher Anzeiger* und gleichzeitig in der Dichtung ausdrücken.

So problematisch Thomas Journalismus seiner letzten zwei Lebensjahre ist – die gleichzeitige literarische Produktion gehört zu seinen gültigen Leistungen. Darin wie auch in seiner gesamten vorausgehenden Dichtung findet sich nichts, was einem manifesten Antisemitismus zuzurechnen wäre.

⁷¹ Im Nachwort zur Neuausgabe des *Ruepp* sind Thomas gleichzeitige Artikel im *Miesbacher Anzeiger* als Kontext ausführlich erläutert. – Ludwig Thoma: *Der Ruepp*. Textrevision und Nachwort von Bernhard Gajek, München 1987, S. 205 bis 222.



Jakob Frankl und Ludwig Thoma um 1890 in Traunstein



*Ludwig Thoma, 1911
Ölporträt von Thomas
Baumgartner*



*In Thomas Haus auf der Tuften, Januar 1913
v.l.n.r.: der Bruder Peter Thoma, Ludwig Thoma, Anna und Wera Herzenstein, Georg
Queri (Schriftsteller und Freund Thomas)*



*Die Schwestern Anna und Wera
Herzenstein Januar 1913, beim Besuch
in Thomas Haus auf der Tuften*



*Anna Herzenstein und Ludwig Thoma
Januar 1913, beim Besuch in Thomas Haus
auf der Tuften*



*Maidi Liebermann von Wahlendorf
Egern 1917. Foto: Emil Ganghofer (Bruder
des Dichters)*



Maria (Maidi) Feist-Belmont, etwa 1904



*Anna Herzenstein
(Porträtfoto aus Moskau übersandt)*



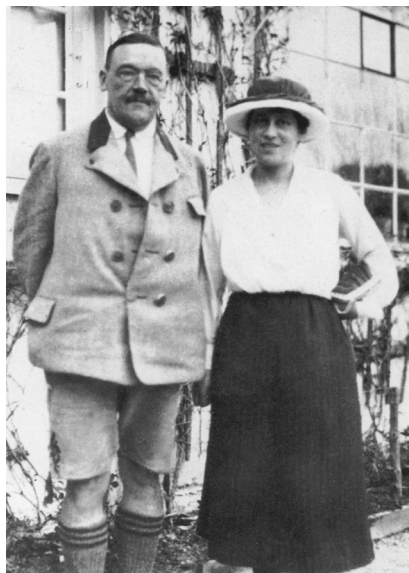
*Vor Thomas Haus »Auf der Tuften« bei Rottach am Tegernsee. Herbst 1918:
Ludwig Thoma und Willy von Liebermann, dessen Töchter aus erster Ehe Ellen und Renée,
und Edgar, Sohn von Willy und Maidi von Liebermann*



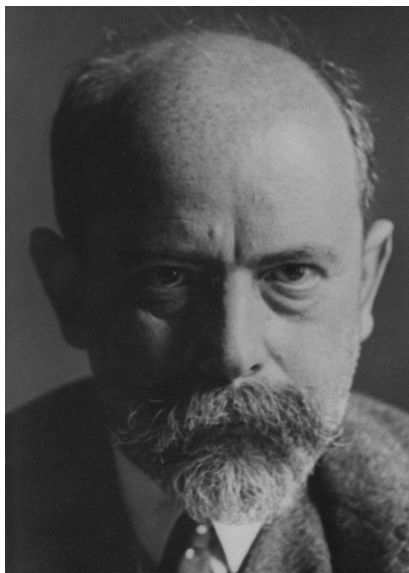
*Um 1919, vor Thomas Haus
»Auf der Tuften«
In der rechten Reihe:
Maidi von Liebermann,
Ludwig Thoma, der Bruder Peter
Thoma*



*Ludwig Thoma und Maidi von Liebermann, beim »Weber an der Wand«
Bad Wiessee, um 1919*



*Letzte Aufnahme von Thoma und Maidi
von Liebermann, Mai 1921*



Paul Nikolaus Cossmann, um 1919